

Universitätsbibliothek Wuppertal

Grundfragen der Homerkritik

Cauer, Paul

Leipzig, 1923

II. Die Ilias

Nutzungsrichtlinien Das dem PDF-Dokument zugrunde liegende Digitalisat kann unter Beachtung des Lizenz-/Rechtehinweises genutzt werden. Informationen zum Lizenz-/Rechtehinweis finden Sie in der Titelaufnahme unter dem untenstehenden URN.

Bei Nutzung des Digitalisats bitten wir um eine vollständige Quellenangabe, inklusive Nennung der Universitätsbibliothek Wuppertal als Quelle sowie einer Angabe des URN.

[urn:nbn:de:hbz:468-1-5305](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:468-1-5305)

Seiten von Geleit und Heimat die Rede war, ohne daß diese bezeichnet wurde. Aber unmerklich wurden wir von dieser Zuversicht ergriffen; Alkinoos fragte nicht, so fragten wir auch nicht. Zuletzt, gleichsam im Vorbeigehen, erfahren wir das Entscheidende, und sind kaum noch überrascht: die Schiffe der Phäaken waren beseelt und konnten selbst ihren Weg finden. Hätte der Dichter wirklich besser getan, wie Gelehrte ihm vorschreiben, diese wunderbare Eigenschaft gleich bei der ersten Ankündigung des sicheren Geleites (η 317 ff.) hervorheben zu lassen? Dann wäre freilich von vornherein alles klar gewesen. Er zog es vor, erst auf unsre Stimmung zu wirken und eine etwa verbleibende Frage des Verstandes hinterher zu beantworten. *Non fumum ex fulgore, sed ex fumo dare lucem*: das war auch hier sein Ziel. Hat er es erreicht?

II. DIE ILIAS.

Gegen philologische Behandlung des griechischen Epos ist wohl der Einwand erhoben worden, es liege in ihr die Gefahr, daß man es verlerne, ja den Versuch aufgebe, der Persönlichkeit, die doch hinter jedem großen Werke der Dichtung stehe, irgendwie näherzukommen. Das Umgekehrte scheint mir zuzutreffen. Zum Begriff einer Persönlichkeit gehören Linien, die sie begrenzen; wenn aber alles, was innerhalb der zweimal 24 Gesänge der Name Homer umspannt, als Schöpfung einer einzigen Persönlichkeit gedacht werden soll, so zerfließt sie ins Unbestimmte, nicht anders als Lykurg oder Servius Tullius. Anstatt sich bei solchen Erzeugnissen eines naiven Rationalismus zu beruhigen, soll die Wissenschaft, unterscheidend und dann wieder zusammenfassend, denjenigen Zügen nachgehen, in denen sich individuell bestimmte Weisen des Denkens und Sprechens verraten. Denn bei aller Gegenständlichkeit des Inhaltes, und so sehr im ganzen der Autor hinter sein Werk zurücktritt, zeigen die homerischen Gedichte doch deutliche Spuren von der Subjektivität ihrer Dichter. Die hieraus erwachsende Aufgabe hat ein italienischer Gelehrter, Placido Cesareo, in einem besonderen Buche anregend beschrieben⁵⁾. Die Anschauung von der Geistesart des Odysseedichters, zu der wir in den vorhergehenden Abschnitten gelangt sind, gibt wohl einen Beitrag zur Lösung der großen Aufgabe. Sie ist für die Ilias noch größer, aber auch noch lockender, weil »in ihr viele bedeutende Dichter zu uns reden« (Wilamowitz, III. 327). Wie schwer sie ist, geht am besten aus dem hervor, was Wilamowitz von sich selber bekennt: »Am aller-
spätesten habe ich das sehen gelernt, worauf ich nun den höchsten Wert

* 5) Placido Cesareo, Il Subbiettivismo nei Poemi d'Omero. Ricerche critiche. Palermo 1898.

»lege, den Unterschied des Stiles, des künstlerischen Wollens und Könnens, »also die verschiedenen dichterischen Individuen« (a. a. O. 25). In dieser Richtung bewegten sich unsere Untersuchungen im dritten Buche, besonders die über die Kampfszenen; wir wollen versuchen, hier einige der in der Ilias enthaltenen Einzeldichtungen von diesem Gesichtspunkte aus zu betrachten.

Die Doloneia ist von Hedwig Jordan vorzüglich analysiert worden. Die Einleitung, wie Agamemnon geht, um Teilnehmer seiner Sorgen zu finden, vergleicht sie mit einer dem äußeren Gegenstande nach ähnlichen Szene, der ἐπιπώλησις, und weist auf den gewaltigen Unterschied in der inneren Durcharbeitung hin. Dort tritt der König an einen der Helden nach dem andern heran, spricht zu ihm und erhält Antwort. Hier macht er sich auf, um zunächst Nestor zu wecken, unterwegs begegnet ihm sein Bruder Menelaos, und beide teilen sich in das Geschäft, mehr Fürsten zu versammeln; dabei wird Agamemnon durch den Alten (136), dieser wieder durch Diomedes (175 ff.) abgelöst; und daß gleichzeitig auch Menelaos tätig ist, wird noch einmal ausdrücklich erwähnt (124 f.). Dann die Beratung ist aufs geschickteste gegliedert. Nach Nestors allgemeinem Vorschlage spricht Diomedes und erbietet sich zu gehen, wünscht aber (222 f.) einen Gefährten: so ergibt sich aus seiner Rede ein Anstoß zum Fortgang der Handlung. Dieselbe Wendung hatten wir schon vorher (175 f.), wo Nestor den Tydiden bat, ihm den weiteren Gang abzunehmen, und wir begegnen ihr sogleich wieder: Odysseus erklärt sich bereit mitzukommen, und mahnt seinerseits zur Eile (251). Von da, wo wir die beiden Männer durch Blut und Leichen dahinschreiten sehen (298), versetzt uns der Dichter ins troische Lager; er erzählt Hektors Frage, Dolons Meldung. Das Zusammentreffen im Dunkel der Nacht, Ergreifung und Verhör sind dadurch reicher ausgebildet, daß jener zuerst an den beiden Gegnern vorbeiläuft, worauf sie ihm sozusagen mit verkehrter Front nachsetzen (s. 365 f.). Und »wieder entwickelt sich die neue Handlung für uns aus der Schlußwendung einer Rede«: der Plan zum Einbruch in das Lager der Thraker wird auf Grund dessen gefaßt, was Dolon darüber verraten hat (433 ff. 444. 464). Wohl disponiert, um die Aufmerksamkeit des Hörers von einem zum andern zu führen, ist auch der Schluß des Gesanges. Auf den erbeuteten Pferden sprengen Diomedes und Odysseus den Schiffen zu; Nestor hört den Hufschlag, er äußert Hoffnung und Furcht: und wie gleich darauf die beiden glücklich anlangen und freudig begrüßt werden, stehen wir mit unter den Empfangenden. Sehr fein zeigt Bethe (Homer I 128), wie kunstvoll von dem Dichter Achaier und Troer gegensätzlich charakterisiert sind: »Nestor stellt 214 eine reell bürgerliche Belohnung »aus dem vorhandenen Besitz der Achaierfürsten in Aussicht, Hektor ver-

»spricht 305 ein großartiges Luxusgeschenk, das erst erobert werden soll.
 »Diomed 220 will den Versuch wagen, erbittet sich aber einen Gefährten,
 »das sei sicherer, Dolon verspricht wie etwas Selbstverständliches, daß er
 »bis an Agamemnons Zelt vordringen und die geheimsten Beschlüsse er-
 »kunden werde, an Vorsicht und Begleitung denkt er nicht.«

Einige Sorg- und Gedankenlosigkeiten des Dichters hält ihm Wilamowitz (Hl. 62) vor, wohl nicht alle ganz mit Recht. Wenn schon Menelaos 37 f. mit der Möglichkeit rechnet, daß Agamemnon einen Späher gegen die Troer aussenden will, so läßt uns das den endgültigen Vorschlag dieser Rekognoszierung in Nestors Munde (204 ff.) doch nur um so natürlicher erscheinen. In dieser Rede Nestors scheint es Wilamowitz befremdlich, daß »mit der Möglichkeit an erster Stelle gerechnet wird, »einen Feind abzufangen, was zwar gelingt, aber nicht der Zweck einer »Rekognoszierung ist«. Aber gerade Gefangene zum Zweck der Befragung zu machen, war im letzten Kriege ein besonders erwünschter Erfolg manches Patrouillenganges. Unsere Leute brachten ihre Gefangenen zwar lebendig ein; aber Odysseus hat ja von Dolon alles erfahren, was er zu wissen wünschte. Nicht ganz klar wird es, wie Wilamowitz über den Beitrag zur Charakteristik des Agamemnon urteilt, den die Dolonie liefert. Mir scheint es fein und in Übereinstimmung mit seiner sonstigen Art, wenn er K 239 seinen Bruder wie I 160 sich für βασιλεύτερος gegenüber den anderen Fürsten hält und trotzdem Menelaos 67 einschärft, jeden mit der größten Höflichkeit in der Anredeform zu wecken: »... und dünke dich nicht zu groß in deinem Herzen, sondern »wir wollen uns auch persönlich bemühen, so schwer ist das Leid, das »Zeus wohl bei der Geburt über uns verhängte.« Um so entschiedener können wir Wilamowitz zustimmen, wenn er zeigt, wie der Dichter »mit unerhörter Ungeniertheit die heroische Geschichte zu seiner Gegenwart »herunterzieht«. Das zeigt sich in Tracht und Bewaffnung, in der Kampfesart wie in den Lebensgewohnheiten der Menschen; der Dichter »bildet« eben »die heroische Epik so um, daß er dabei die Kämpfe »der Kolonisten seiner Zeit an irgendeiner thrakischen Küste vor »Augen hat«.

Von der Δολώνεια spricht man leicht etwas geringschätzig, weil sie von allen Teilen der Ilias mit am spätesten entstanden ist, in der Sprache am wenigsten rein, in ihren Anschauungen dem ursprünglichen Bilde der Heroenzeit schon ferngerückt. Aber »jung« und »schlecht« sind nicht dasselbe, auch nicht in der Entwicklung der homerischen Poesie. Ein so kunstvoller Plan, wie wir ihn hier gefunden haben, konnte erst in einer Generation erdacht werden, die mit Schaffung der epischen Rede-weise nichts mehr zu tun hatte, sondern sich in der Handhabung eines

überlieferten Schatzes von Ausdrücken und Wendungen flott und frei bewegte.

Eine der jüngsten Einheiten der Ilias ist auch ΓΔ; freilich müssen wir deren Abgrenzung nach unten gegenüber Wilamowitz noch erörtern. Wilamowitz statuiert »ein kleines Epos ΓΔΕ«. Als dessen Kern bezeichnet er das E (II. 293), gesteht also diesem Gesange, den er anderwärts richtig »eins der allerältesten und vorbildlichsten Stücke« nennt (S. 141 f. 322 f.), immer noch eine Sonderstellung zu. Auch ich halte es für wahrscheinlich, daß ΓΔΕ schon zu einem Ganzen verbunden waren, ehe sie in dem größeren Ganzen der Ilias Platz fanden, möchte aber die ursprüngliche Sonderstellung des E doch viel stärker betont sehen.

- Δ 539 ἔνθα κεν οὐκέτι ἔργον ἀνὴρ ὀνόσαιτο μετελθών,
 ὅστις ἔτ' ἄβλητος καὶ ἀνούτατος ὀξεί χαλκῷ
 δινεύοι κατὰ μέσσον, ἄγοι δέ εἰ Παλλὰς Ἀθήνη
 χειρὸς ἐλοῦσ', αὐτὰρ βελέων ἀπερύκοι ἐρωήν·
 πολλοὶ γὰρ Τρώων καὶ Ἀχαιῶν ἥματι κείνῃ
 πρηγέες ἐν κονίῃσι παρ' ἀλλήλοισι τέταντο.
 Ε 1 ἔνθ' αὖ Τυδείδῃ Διομήδεϊ Παλλὰς Ἀθήνη
 δῶκε μένος καὶ θάρσος, ἵν' ἐκδηλος μετὰ πᾶσιν
 Ἀργεῖοισι γένοιτο ἰδὲ κλέος ἐσθλὸν ἄροιτο.

Nimmermehr konnte ursprünglich Pallas Athene als tatsächlich eingreifende so unmittelbar auf Pallas Athene als nur vorgestellte Geleiterin folgen. Wilamowitz hat das natürlich auch empfunden; er glaubt, die Schlußverse des Δ seien zur Abrundung von einem Rhapsoden zugefügt. Warum ich das nicht glauben kann, warum sich mir Δ 422—544 als eine kunstvoll aufgebaute Einheit darstellt, ist früher von mir dargelegt worden (S. 493 f.). Also hier ist eine Grenzscheide; wir müßten erst durch irgend eine Nötigung veranlaßt werden, sie zu beseitigen. Ist diese durch sachliche Zusammenhänge gegeben? Zwar empfinden wir unwillkürlich die Troerniederlage und Pandaros' Fall in E als Götterstrafen für den Eidbruch, sind auch geneigt, die Vertreibung der troerfreundlichen Götter Aphrodite und Ares in diesen Zusammenhang einzuordnen; aber mit keinem Worte weist der Dichter darauf hin, was doch bei Pandaros mehr als nahe gelegen hätte, und den verwundeten Menelaos läßt er 55. 561 ff. schon wieder kämpfen, als wäre nichts geschehen. Einen anderen sachlichen Zusammenhang könnte man mit der Epipolesis suchen (Δ 223—421). Sie schließt ja mit dem ungerechten Vorwurf gegen Diomedes (370 ff.); diesen Vorwurf widerlegt dann dessen Aristie. Eine Beziehung besteht auch; nicht nur widerlegt Diomedes die törichte Scheltrede Agamemnons, sondern der in der Epipolesis so vorwitzig und

prahlerisch auftretende Sohn des Kapaneus (Δ 404 ff.) zeigt E 243 ff. einen entschiedenen Mangel an Mut. Nur kann diese Beziehung nicht daher rühren, daß derselbe Dichter die Aristie des Diomedes und als Einleitung dazu die Epipoleis verfaßt hätte; wie hätte er durch Agamemnon im Ernst und durch Athene im Scherz Diomedes unter wörtlichem Anklang an dasselbe Abenteuer des Tydeus erinnern lassen sollen (Bethe, Homer I 269)? Also die ἐπιπόλησις ist im Hinblick auf die Aristie des Diomedes verfaßt worden, hat aber nicht ursprünglich zu dieser gehört; davon wird jeder ausgehen müssen, der diese seltsame⁶⁾ Konzeption in ihrer Entstehung erklären will. Wilamowitz hat es unternommen, das Gedicht ΓΔΕ als künstlerische Einheit nach seinem Stil und besonders in seiner Behandlung der Götter zu würdigen. Dies letzte jedenfalls ist nicht gelungen und wohl undurchführbar; Athene in Δ und Aphrodite in Γ sind wesentlich anders gedacht als dieselben beiden Göttinnen in E.

Betrachten wir den von Wilamowitz als Einheit statuierten Komplex vom Γ aus, so ist seine Formulierung des Verhältnisses der Mauerschau zur Epipoleis (S. 283 »keine Dublette, aber wohl ein Komplement zu der Epipoleis«) sehr hübsch, hält aber doch näherer Prüfung nicht stand: Teichoskopie neben Epipoleis als Teil eines und desselben, noch keine 1900 Verse umfassenden Gedichtes bleibt eine für sich unerträgliche Härte. Dagegen erhält die von Anfang des Γ bis Δ 219 ununterbrochen fortlaufende Handlung den geforderten Abschluß, wenn wir den Rest des Buches unter Ausscheidung des Berichts über die Besichtigung der einzelnen Kontingente (251—421) hinzunehmen.

Dieses Gedicht zeigt in seinem ersten Teile gewisse Schwächen, bei denen Hedwig Jordan vielleicht etwas zu sehr gewelt hat; das sind jene situationslose Zeichnung der Hauptpersonen beim Anbieten des Zweikampfes und die einseitige Schilderung des Kampfes selbst. Der Dichter spricht nach dem ersten Speerwechsel nur noch vom Standpunkte des Menelaos aus (Γ 349. 355. 361. 364. 369. 376), wie wenn der Verfasser eines modernen Romans zwar in dritter Person erzählt, im Grunde aber seine Betrachtung innerhalb der Schranken hält, die von Natur bloß für den Ich-Roman gezogen sind. Diesen kleinen Unvollkommenheiten stehen jedoch große Vorzüge gegenüber. Bewußte Technik äußert sich schon in der künstlichen Variation des Verses, mit dem die Antworten der Helena auf Priamos' Fragen eingeführt werden (171. 199. 228), woran einst Lach-

6) Seltsam bleibt immer das Verhalten Agamemnons, der ohne jede Veranlassung zweimal seine Abteilungsführer mit groben Worten anfährt und sich zweimal die verdiente Abfuhr holt. Auch die höflichen Worte des Diomedes stellen im Grunde eine solche dar; denn eigentlich besagen sie doch nur, daß es begreiflich ist, wenn er seine Nerven verliert.

mann (Betrachtungen³ S. 15) so schweres Ärgernis nahm. Vor allem aber, die zwanglose Weise, wie der Schauplatz zwischen Troja und dem Felde draußen, Himmel und Erde wechselt, um die Stücke einer doppelten Handlung ineinandergreifen zu lassen, zeigt ein hohes poetisches Können. Nachdem der Vorschlag des Paris durch Hektor mitgeteilt und von den Griechen angenommen ist, werden von beiden Seiten Herolde abgeschickt, um Opfertiere zu holen und den König Priamos herbeizurufen. So entsteht in dem, was draußen geschieht, eine Pause (hinter 120), und diese benutzt der Erzähler, um die unbeschäftigte Phantasie seiner Zuhörer anderswohin zu führen, ins Gemach der Helena, die von Iris aufgefordert wird, die Stadtmauer zu besteigen und dem Kampfe zuzusehen. Daran schließt sich die Begegnung mit den Greisen und das Gespräch über die achäischen Helden, das wieder mannigfaltig sich entwickelt. An die Nennung Agamemnons knüpft Priamos eine Betrachtung (182 ff.), Odysseus' Name regt Antenor zu einer Erinnerung an (204 ff.); von Aias geht Helena selbst zu Idomeneus über (230)⁷, sie äußert dann ihr Erstaunen, daß Kastor und Polydeukes fehlen, und gibt damit dem Dichter Anlaß zu einer erklärenden Bemerkung, durch die er selber das Gespräch ausleitet (243 f.). So wird er gewissermaßen wieder Herr der Situation, in deren Mittelpunkt zuletzt Helena gestanden hat, und führt das Wort weiter. Denn inzwischen haben die Herolde ihren Auftrag ausgeführt, und Idaios kommt, den König herabzuholen (249). Beide begleitet der leicht folgende Sinn des Zuhörers und gelangt so unmerklich und ohne Sprung auf das Schlachtfeld zurück (264), wo der Kampf zwischen den beiden Nebenbuhlern beginnen soll. Schneller und scheinbar gewaltsam vollzieht sich der Wechsel nachher, wenn Aphrodite den hart bedrängten Schützling plötzlich entführt (380) und die Phantasie des Dichters wie des Hörers mit fortreißt, nach Ilios hinein, in sein duftendes Gemach, in das dann Helena gerufen wird. Aber auch hier folgen wir willig; ja wir würden es als eine Zumutung empfinden, wenn wir, ungewiß über den Ausgang wie Menelaos, draußen verweilen müßten. Erst als Alexandros und Helena vereint sind, lenkt der Gegensatz zu diesem Bilde eines doppelt unberechtigten Genusses die Aufmerksamkeit auf den Kampfplatz zurück (448 f.), wo man vergebens den Flüchtling sucht, bis Agamemnon

6) Dieser Übergang und die Nennung der Brüder ist von Wilamowitz schön erklärt (S. 213): »Ihr Auge gleitet hinüber zu dem Gastfreunde ihres Hauses, Idomeneus: wir werden berechtigt sein, im Bewußtsein Helenas und des Dichters und seiner Hörer die Geschichte der Kyprien vorauszusetzen, daß Menelaos zu Idomeneus nach Kreta gefahren war und so seine Gattin unbewacht den Nachstellungen des Paris aussetzte. Dabei vermißt Helena ihre Brüder, die, wieder nach den Kyprien, bei jener verhängnisvollen Gelegenheit in Sparta anwesend waren; ebenda war ihr Ende erzählt.«

ein Ende macht und in entschiedenen Worten den Sieg und den Preis des Sieges für die Achäer in Anspruch nimmt. Dann setzt das himmlische Gegenspiel zu der Zweikampfhandlung auf Erden ein (Δ 1—74); durch Athenes Eingreifen⁸⁾ wird der Vertrag endgültig zunichtegemacht. Der nun unvermeidliche Zusammenstoß der Heere gibt der Dichtung den Abschluß.

Aber wir müssen das Recht, diese Dichtung als Einheit zu werten, erst gegen Bethe (Homer I St. 15) verteidigen. Zunächst wird allerdings die Einheit stark betont: »Das Eidbruchmotiv gibt der Erzählung festen Zusammenhang. Nur deshalb läßt der Dichter so feierliche Eide schwören, damit sie gebrochen werden. — Die Troer sollen alle des Todes schuldig werden, wie Paris schon durch den Raub der Rache des Zeus Xenios verfallen ist. Ganz Ilion soll dem Untergang geweiht werden. Die Monomachie des Paris und Menelaos ist durch die Eide und ihren Bruch zu monumentaler Bedeutung erhoben, sie ist durch diese Verbindung zum Bilde des großen troischen Krieges erweitert« (255 f.). Das klingt so, als sei nur der Grundgedanke herausgelesen; aber man spürt auch, wie er gesteigert wird. An der so gewonnenen Idee wird dann das Gedicht gemessen. Da ergibt sich, daß »die breite Einführung der Helena« über den Rahmen hinausgeht. Zwar wirkt diese Szene nicht nur durch ihre feine und anmutige Poesie, sie ist auch »gut angebracht, weil sie hier, wo die Kämpfe beginnen, die um der Helena willen gekämpft werden, uns sie selbst in ihrer sieghaften Schönheit zeigt«. Aber trotzdem: »Die ganz andere Orientierung der Teichoskopie, die vom Zweikampf des Menelaos und Paris geradezu ablenkt, entscheidet für ihre Absonderung« (S. 257). Sie ist also nachträglich hier eingefügt; »kein anderer als der Verfasser unserer Ilias kann für die Aufnahme der Teichoskopie verantwortlich gemacht werden« (S. 258). Derselbe ist daran schuld, daß das Eidbruchmotiv nicht mehr zu voller Auswirkung kommt. Diese müßte darin bestehen, daß der feige Brecher des Gastrechts und alle seine Stammesgenossen dem Götterzorn verfallen. Und so war es einst: »Nicht Athene in Laodokos' Gestalt, sondern Laodokos selbst war es ursprünglich, der den Pandaros aufgehetzt hat.« Was dieser tat, war »nicht bloß

8) Einigermassen unbedacht ist es, daß der Dichter Pallas als Sternschnuppe zur Erde fahren und diesen Vorgang bei hellem Tage von beiden Heeren bemerken läßt. Der Fortsetzer des Apollonhymnus bildet das nach und hebt gar die Tageszeit besonders hervor: 440 ἔνθ' ἐκ νηὸς ὄρουσεν ἀναξ ἐκάεργος Ἀπόλλων, ἀστέρι εἰδόμενος μέσῳ ἡματι τοῦ δ' ἀπὸ πολλὰι σπινθαρίδες πωτῶντο, σέλας δ' εἰς οὐρανὸν ἵκεν. — Das »Gemälde des Pandaros« (Δ 105—126) ist von Lessing (Laok. XV) mit Recht bewundert, nur schwerlich aus dem rechten Grunde. Der Dichter bezweckte wohl weniger die Veranschaulichung eines Sinnlichen, als daß er den Hörer in geradezu raffinierter Weise — durch 22 Verse hindurch — auf den verhängnisvollen Schuß spannen wollte.

»ein Übermut, wie es in unserem Zusammenhang erscheint, sondern Hilfe
 »in höchster Not; er rettet den Alexandros vor sicherem Tode. Der Ver-
 »fasser unserer Ilias hat den echten Schluß des Zweikampfes gestrichen«
 (S. 261f.). Die Fuge ist hinter V. 378 noch zu erkennen (S. 260f.).
 Daß Menelaos, nachdem er schon mit dem Schwert auf den Gegner los-
 gegangen war, ihn dann am Sturmriemen gepackt hat, zum zweitenmal
 eine Lanze nach ihm schleudert (379f.), ist undenkbar: wo soll er sie her
 haben? In diesem Augenblicke muß Pandaros mit wohlgezieltem Schusse
 dazwischengekommen sein. Daß Alexandros zugegen war, als Menelaos
 getroffen wurde, sieht man noch an dem αἶ κεῖν ἴδῃ in den Worten des
 Verführers (S. 262). Der Iliasdichter hat, so müssen wir wohl annehmen,
 den ganzen Vorgang ins Harmlose gezogen, den entstandenen Riß dann
 mit Hilfe des Götterapparates verdeckt.

Es ist die Hypothese eines seiner Schüler, die Bethe hier darlegt. Sie
 ist scharfsinnig erdacht; aber die Anstöße, die hier das Denken in Be-
 wegung setzten, spüre ich nicht. Menelaos ist, den leeren Helm in der
 Hand, zurückgetaumelt, hat sich aufgerichtet und ihn mitten unter die
 Achäer geschleudert; denen stand er dabei zugewandt und sah sie an:
 was war natürlicher, als daß ihm schnell ein Speer gereicht wurde? Denn
 das Handgemenge war vorbei; der Priamide mit dem ungeschützten
 Lockenhaupt war davongesprungen. Trotzdem hätte er es wohl sehen
 können, wenn Menelaos fiel; aber davon spricht Athene-Laodokos gar
 nicht. Αἶ κεῖν ἴδῃ Μενέλαον ἀρήιον Ἀτρείος υἱὸν σὺ βέλει δμυθέντα πυρῆς
 ἐπιβάντ' Ἀλεγεῖνῆς (98f.): das ist etwas anderes, kein wirkliches körper-
 liches Sehen. Die ganze Rede klingt nicht so, als handle es sich darum,
 den Alexandros aus unmittelbarer Gefahr zu befreien. Und warum soll
 es nicht Athene sein, die spricht? »Um den Götterzorn auf Ilios zu leiten,
 »ist doch der Eidbruch erdacht. Ist es denkbar,« so fragt Bethe, »daß
 »sein Dichter die Götter selbst aufbietet, um einen Troer zum Eidbruch
 »zu verführen?« Gewiß ist es denkbar; daß die Götter den Menschen
 schuldig werden lassen, um ihn dann der Rache zu überliefern, haben
 auch nach Homer Dichter gewußt und gesungen. Außerdem ist Panda-
 ros kein Troer, sondern ein Lykier⁹⁾. Dieser Zug, den die alten Erklärer

9) E 105. 173. Dagegen spricht nicht, was sein Vater ihm auftrag E 199f.: ἵπποι-
 σὶν μ' ἐκέλευε καὶ ἄρμασιν ἐμβεβαῶτα ἀρχεῦειν Τρῳέεσσι κατὰ κρατερὰς ὁσμίνας:
 Lykaons Vaterstolz sah eben den Sohn an der Spitze der troischen Scharen. Wohl
 aber 209ff.: τῷ ῥα κακῇ αἴσῃ ἀπὸ πασσάλου ἀγκύλα τόξα ἤματι τῷ ἐλόμην, ὅτε
 Ἴλιον εἰς ἐρατεινὴν ἡγεόμην Τρῳέεσσι φέρων χάριν Ἑκτορι δίψ. Hier handelt es
 sich um sein Kontingent; dessen Mannschaften konnte er nicht als Troer bezeichnen.
 Antike Erklärer, die daran Anstoß nahmen, haben durch Erklärung (Τρῳέεσσι φέρων
 χάριν δι' Ἑκτορα) oder durch Konjektur (Τρῳέεσσι φέρων χάριν ἵπποδάμοισι) zu helfen
 gesucht; der Troerkatalog (B 824ff.) betont die troische Herkunft des Kontingents: οἱ

beachtet haben, dürfte der Absicht entsprungen sein, die Verantwortung des Priamos und der Seinen ein wenig zu verringern. Dann könnte allerdings die Belastung des ganzen Troervolks mit tödlicher Schuld nicht der eigentliche Zweck gewesen sein, für den der Eidbruch erfunden wurde. Man müßte einen anderen suchen; vielmehr man braucht ihn nicht zu suchen. Wenn ein Dichter auf den Gedanken gekommen war, den Sinn des ganzen Krieges in einem Entscheidungskampf der beiden Hauptbeteiligten zum Ausdruck zu bringen und damit die Schlachtszenen der Ilias zu eröffnen, so ergab sich der feierliche Vertrag mit seinen Bedingungen von selbst; andererseits mußte dafür gesorgt werden, daß der Kampf nicht zur Entscheidung führte. Dies hebt Bethe selbst hervor (S. 256). Einzelkämpfe zwischen Hauptpersonen, die einem in der Sage feststehenden Verlauf eingefügt werden, müssen immer ohne Ergebnis bleiben. Das Natürliche ist, daß den, der nahe daran ist, zu unterliegen, ein Gott wunderbar errettet. So auch den Paris. Nun war noch der beschworene Vertrag da und mußte unwirksam gemacht werden. Einfache Weigerung von troischer Seite, zu tun, was Agamemnon fordert (Γ 456 ff.), hätte — für den Geschäftsgang, möchte man sagen — genügt. Der Dichter hat es anders gemacht, und wir danken es ihm. Aber damit war denn für ihn dieses Motiv erledigt; er konnte in die Reihe der allgemeinen Kämpfe einlenken. Das geschieht von Δ 220 an. Bethe will mit 189 sein Eidbruchgedicht schließen; da habe es sein τέλος. Ich meine, es gibt wenige Stellen in der Ilias, wo der überlieferte Text einen so verständlichen Verlauf darstellt, wie hier, wenn man über 220 hinaus weitergeht, während das Eidbruchgedicht, für sich genommen, einen wirksamen Schluß erst noch fordern würde.

In ΓΔ lag die Einheit in der Handlung; sie kann auch, bei loser gefügten Ereignissen, durch die Stimmung gegeben werden. Der Inhalt von Z erscheint auf den ersten Blick wie zusammengewürfelt; deshalb hat von jeher die Kritik hier scharfe Einschnitte gemacht: ἡ διπλὴ ὅτι μετατιθέασί τινες ἀλλαχόσε ταύτην τὴν σύστασιν, bemerkt schon Aristonikos zum Beginn der Glaukosepisode (119). Tritt man aber, durch Erfahrungen aus der Odyssee ermutigt, mit der Frage heran, ob der Bearbeiter nicht doch vielleicht etwas Vernünftiges sich gedacht habe, und mit dem Vorsatze, zunächst einmal zu verstehen, so findet man die klare Absicht und statt des bearbeitenden Autors einen schaffenden, einen rechten ποιητής. Auf dunklem Hintergrunde soll uns eine Reihe fried-

δὲ Ζέλειαν ἔναιον ὑπαὶ πόδα νεύοντες Ἰδης ἀφνειοί, πίνοντες ὕδωρ μέλαν Αἰσίοιοι, Τρώες, τῶν αὐτ' ἦρχε Λυκάονος ἀγλαὸς υἱός, Πάνδαρος, ὃς καὶ τόξον Ἀπόλλων αὐτὸς ἔδωκεν. Ist es erlaubt, trotzdem zu vermuten, daß der Dichter ἡγεόμην ἐτάροισι schrieb oder dachte und vortrug?

licher Bilder vorgeführt werden. Deshalb wird zuerst mit ein paar Strichen die Fortdauer blutiger Kämpfe angedeutet. Auf Helenos' Rat geht Hektor in die Stadt, um einen Bittgang der Frauen zu veranlassen. Die Zeit, während deren er unterwegs ist, füllt in anmutiger Weise die Begegnung zwischen Glaukos und Diomedes aus, die sich mitten im kriegesischen Getümmel als Gastfreunde erkennen. Jetzt (237) tritt Hektor durchs Tor. Frauen und Töchter der Kämpfenden bestürmen ihn mit Fragen; er heißt sie zu den Göttern beten (240). Ihn selbst begleiten wir zu seiner Mutter, die ihn liebevoll, doch vergebens zum Verweilen auffordert. Er richtet kurz den Auftrag des Sehers aus, und sogleich veranstaltet Hekabe den Zug der Frauen zum Tempel der Athene. Unterdessen ist Hektor ins Haus seines Bruders gegangen (313), den er zu erneuter Teilnahme am Kampfe antreiben will. Es bedarf keines Zuredens; jener war schon entschlossen zu kommen (338). Helena selbst hat ihn dazu gebracht (337); sie empfindet seine Pflicht und ihr Unrecht. Das spricht sie dem Schwager aus: er antwortet freundlich, lehnt aber auch ihre Einladung zu längerem Bleiben ab. Seine Anwesenheit in der Stadt will er nur noch benutzen, um Frau und Kind für einen Augenblick wiederzusehen. Nicht im Hause trifft er sie, sondern nachher auf dem Wege zum Tore; sie kommt von dort zurück, wo sie dem Kampfe zusehen wollte. Das Gespräch zwischen beiden Gatten beginnt (407) ernst, mit Klagen und Bitten von der einen Seite, Rechtfertigung und milder Abwehr von der andern. Hektor muß kämpfen, für seines Vaters Ehre und seine eigne (446), nicht mehr für den Erfolg; denn er weiß es genau: der Tag wird kommen, wo die heilige Ilios und Priamos mit seinem Volke dahin ist. Doch unter allen trüben Bildern, die ihm die Zukunft zeigt, ist das traurigste das der unglücklichen Frau, die in fremdem Lande Sklavendienste tun muß, den Webstuhl besorgen und Wasser vom Brunnen holen. So etwas wird er freilich nicht mehr mit ansehen, vorher wird ihn die Erde bedecken; aber das ist ein harter Trost. Und noch härter müßte von solcher Selbstberuhigung die berührt werden, zu der er spricht; es ist, als würde damit ihr Schicksal preisgegeben. So wendet er, in unbewußtem Zartgefühl, den Gedanken zum Wunsche (464f.): ἀλλὰ με τεθνήῳτα χυτὴ κατὰ γαῖα καλύπτοι, πρὶν γ' ἔτι σῆς τε βοῆς σοῦ θ' ἑλκηθμοῖο πυθέσθαι. — Aber ist hier überhaupt noch Raum, zu wünschen und also zu hoffen? Da fällt sein Blick auf den Kleinen, den die Wärterin darreicht; er greift nach ihm und will ihn liebkosen, der aber fürchtet sich vor dem flatternden Helmbusch und wendet sich schreiend ab. Das bringt den ernsten Mann zum Lachen. Er setzt den Helm ab, daß das Kind beruhigt wird. Und wie er dann das junge hoffnungsvolle Leben auf seinen Händen wiegt, schwindet alle prophetische Er-

kenntnis des kommenden Unheils: voll Vertrauen betet er zu den Göttern, daß einst aus diesem seinem Sohne ein tüchtiger Mann werde, viel besser als der Vater, der über Ilios mit Kraft herrsche und seiner Mutter Freude mache. Sie selbst, als das Kind ihr auf den Arm gegeben wird, lächelt unter Tränen; die beruhigenden Worte, mit denen der Gemahl von ihr scheidet, der Hinweis auf die Macht des Schicksals, der keiner entgehen könne, geben ihr doch keinen neuen Mut. Weinend kehrt sie nach Hause zurück. Den Helden zieht strenger Beruf sogleich wieder in seinen Bann. — Doch noch einen erfreuenden Eindruck soll er mitnehmen. Strahlend in Waffen und voll Kampfeslust, in herrlichem Gleichnis (506 ff.) vom Dichter beschrieben, kommt Paris gelaufen, um sich ihm anzuschließen. Er hat sich verspätet und entschuldigt die Verzögerung (518 f.), wohl wissend, daß es viel Schlimmeres gibt, weswegen Hektor ihm zürnt. Doch der ist nun überhaupt milde gestimmt, weil die Hoffnung in ihm neu belebt wurde. Auch Paris kann doch seinen Mann stellen, wenn er sich nur aufrafft; so ist die geringschätzigste Meinung der Troer, der auch der Bruder zugestimmt hat (523/5), doch im Grunde nicht berechtigt. »Das alles wollen wir künftig ausgleichen, wenn Zeus uns die Befreiung gewährt«: mit dieser freundlichen Aussicht schließt das Lied.

Auch hier muß ich die Einheit und die Ganzheit des Gesanges gegen Bethe verteidigen. Seine Analyse des Z ist vielleicht die schönste Partie seines Buches, mit feinstem Nachempfinden zeigt er die Kunst des Dichters auf. Aber er nimmt und leiht ihm auch, was der Dichter, glaube ich, festgehalten oder abgelehnt haben würde. Von der Glaukosszene (119—236), die lose eingelegt sei, wahrscheinlich vom Verfasser unserer Ilias (S. 317), sieht er ganz ab. In der Helenosepisode (73—118) erkennt er ein von eben jenem gedichtetes Verbindungsstück (S. 227), durch das die echte Einleitung zu dem Bittgang der Troerinnen ersetzt und dieser mit der Diomedie verknüpft worden sei. Aber auch zwischen dem Bittgang selber und den übrigen Teilen des Gesanges bestehen Unstimmigkeiten, vor allem in bezug auf die Wohnungsverhältnisse der Priamossöhne (S. 229); so muß auch dieses Stück abgetrennt werden. Vermutlich haben wir darin ein Fragment kyklischer Epik, aus einer größeren Schilderung höchster Troernot, worin nicht Hektor, sondern einer seiner bis zur Zerstörung überlebenden Brüder als Veranlasser des Gebetes genannt war (S. 231). Nur Hektors Besuch bei Paris und Begegnung mit Andromache gehörten von jeher zusammen. Um Paris auf den Kampfplatz zu holen, geht Hektor in die Stadt. Paris ist hier »als unverächtlicher Held gedacht; »das zeigt die Art, wie Hektor 326 und 521 zu ihm spricht, das bestätigt »der gute Mut, der die Troer erfüllt, als sie ihn mit Hektor das Schlachtfeld betreten sehen« (S. 246. 250). Man erwartet eine große Tat von

ihm; das kann keine andere sein als die Rache für Hektor. Dieser fiel von Achill, Achill von Paris (S. 253). So schließt sich alles — zu einem »Gedicht von Hektor und Paris« (S. 248) — aufs schönste zusammen: Hektor, dem nahen Tode verfallen, hat sich selbst seinen Rächer geholt. Ob in der ursprünglichen Dichtung die Ereignisse erzählt oder nur angedeutet waren, muß unentschieden bleiben. Denn »wir können gar nicht wissen, ob der Dichter von Hektors Abschied ein größeres Epos geschaffen hat. — Nur das ist gewiß, daß dem uns erhaltenen Stücke einiges vorausgegangen war, die Verhältnisse und Voraussetzungen darzustellen, auf denen der Dichter die Szene aufbaute, die ganz sein Werk ist, Hektors Abschied« (S. 254).

Gegen diese Hypothese, deren ich schon I 261 f. gedachte, muß ich einen oft geäußerten grundsätzlichen Einwand erneuern: eine Kritik kann nicht die rechte sein, durch die ein überlieferter guter und poetisch wirksamer Zusammenhang zerstört wird. Zwar geht auch Bethe von dem Inhalte des gegebenen Textes, wie er ihn auffaßt, aus; doch bei seiner Auffassung hält er von vornherein das Auge nur auf gewisse Züge eingestellt, während er andere, nicht minder wesentliche, verkennt oder verwirft oder verwischt. Er spricht von »den düsteren Bildern des Z« (S. 220), wo »auf Hektor schon der Schatten des Todes liegt« (S. 246). Nun bietet die Ilias überhaupt ein ernstes Gemälde des Lebens, und zu diesem Gesamteindruck trägt jeder Teil etwas bei; doch nicht jeder dasselbe — sonst gäbe es ein ungegliedertes Grau. Der sechste Gesang ist wie ein Lichtblick, der das Dunkel durchbricht; das hoffe ich durch meine Analyse gezeigt zu haben.

Man hat daran Anstoß genommen, daß der Führer die Schlacht verläßt, während die Seinen in bedrängter Lage sind (73 f.). Dieses Bedenken trifft den von Bethe konstruierten Zusammenhang in erhöhtem Grade; denn da kämpft den Achäern voran Achill selber. Damit wir uns dies vorstellen können, bedarf es allerdings einiger Gewalttätigkeiten. Daß der Schluß von Andromaches Rede fallen muß (433—439), wo die beiden Aias, Idomeneus, die Atriden und Diomedes als Hauptkämpfer genannt werden, ist noch das Geringste. Doch nun soll das, was bleibt, den Sinn haben: »Achill hat ihr alles genommen, Vater, Mutter, sieben Brüder; Hektor ist allein ihr noch geblieben, auch er wird jetzt fallen . . . Von wem? — Er, der ihr alles nahm, er wird ihr auch das Letzte nehmen, Achill« (S. 244). Bethe ist sich dieser Erklärung ganz sicher; vergebens habe ich versucht, mich hineinzudenken. Achills Erwähnung fehlt doch nicht bloß in den ausgeworfenen Versen, wo die Helden genannt werden, vor denen Andromache Sorge hat, sondern auch vorher; ausdrücklich fürchtet sie das Schlimmste von der Masse der Achäer: τάχα γάρ σε

κατακτανέουσιν Ἀχαιοὶ πάντες ἐφορηθέντες (409f.). Freilich erinnert sie dann an das, was sie durch Achill verloren hat, erwähnt dabei auch, wie jener sich als ritterlicher Sieger bewies (417—420); aber mit keiner Silbe deutet sie an, daß gerade von ihm für Hektor Gefahr drohe. Und das wäre doch — wie bei Schiller — natürlich, um nicht zu sagen: unvermeidlich gewesen, wenn sie es gedacht hätte. Nein, Achill mit seiner Teilnahme am Kriege gehört der Vergangenheit an; vielleicht wieder der Zukunft, aber dann einer fernen Zukunft. Hektor selber, wo er zu Helena die Absicht ausspricht, Frau und Kind aufzusuchen, weil er nicht wisse, was ihm bevorstehe, sagt nichts von Achill (367f.): οὐ γὰρ οἶδ', ἢ ἔτι σφιν ὑπότροπος ἔσομαι αὐτῆς ἢ ἥδη μ' ὑπὸ χερσὶ θεοῖ δαμάουσιν Ἀχαιῶν. Die Voraussetzung der Μῆνις, daß Achill den Kämpfen fern bleibt, ist streng durchgeführt. Wir dürfen doch nicht, in einer so vollendeten und gerundeten Dichtung, all solche — wie ich meine, unwillkürlichen — Zeugnisse auf nachträgliche Überarbeitung zurückführen. Ebenso wenig werden wir, wozu Bethe folgerichtig geführt wird, mit ihm annehmen, die Geschichte von Eetion und Thebe am Plakos sei eine Gelegenheits-erfindung des Dichters, »um Andromache ganz zu vereinsamen und um zugleich Achill als ihr böses Schicksal hinstellen zu können« (S. 245). Eher umgekehrt: da der Gedanke an Achill für den Dichter des Z an sich fern liegt, so wird er das, was er doch über ihn erzählen läßt, aus überlieferter Sage genommen haben.

Auf ältere Überlieferung greift Bethe auch für Paris-Alexandros zurück, an und für sich mit Recht; er muß wirklich einst ein unverächtlicher Held gewesen und als solcher besungen worden sein; das lehrt schon sein griechischer Name. Aber davon weiß die Ilias nichts mehr, und ganz gewiß nichts das Z. Er ist auch hier schon ganz der Weiberheld, als den wir ihn sonst kennen (321 ff. 337f. 350 ff.); auf diese Eigenschaft weist doch Bethe selbst hin (S. 236f.). Treffend hebt er hervor, wie gegensätzlich die beiden Brüder, auch im Verhältnis zu ihren Frauen, charakterisiert sind (S. 247): »Der ernste, pflichtbewußte Mann verläßt »schwer bedrückten Herzens seine reine, heilige Ehe, um für den Frevel »eines anderen in den Tod zu gehen; und dieser andere, der die von ihm »heraufbeschworene Not der Seinen leichtfertig noch durch Groll und »Kampfenthaltung vermehrt hat, der springt von der Seite des entführten »Weibes fröhlich hinaus zum Sieg.« So mag Paris hoffen. Hektor gibt weder jetzt, wo er mit ihm zufrieden ist, noch vorher, wo er ihn gescholten hat, zu erkennen, daß er etwas Besonderes von ihm erwartet; nur soll er, wie jeder andere, seine Pflicht tun und seine Kräfte gebrauchen (522 f.). Ebenso wenig hat der Dichter angedeutet, daß Hektor, wenn er jetzt auf das Schlachtfeld zurückkehrt, etwas Besonderes zu erleiden, daß er

heute noch fallen werde. Zu der Klage, die Andromache zu Hause mit den Mägden anstimmt, wird ausdrücklich bemerkt, daß sie verfrüht gewesen sei (500f.)¹⁰⁾. Und Hektors Worte im Gespräch mit Andromache sind zwar voll trüber Ahnung; aber dabei denkt er an die Zukunft — $\xi\sigma\sigma\epsilon\tau\alpha\iota\ \eta\mu\alpha\rho$ — und nicht so sehr an den eigenen Fall wie an das Schicksal der Seinen, das er nicht lebend mit ansehen möchte (464f.). Es ist, als habe der Dichter absichtlich alles ferngehalten, wodurch die von ihm dargestellte Szene innerhalb des bekannten Verlaufs der troischen Ereignisse an einem bestimmten Platze befestigt werden könnte. Daß sie einst als Teil einem größeren Epos angehört habe, bezweifelt ja auch Bethe; von da ist nur noch ein, freilich entscheidender Schritt zu der Erkenntnis, daß die $\omicron\mu\iota\lambda\iota\alpha$, mit dem, wodurch sie vorbereitet und wodurch nachher aus ihr wieder in die Haupthandlung hinübergeleitet wird, also im wesentlichen unser Z, ursprünglich als wirkliches, sich selber genügendes Einzellied gedacht war, für dessen Situation wie für die der $\Lambda\iota\tau\alpha\iota$, der $\Delta\omicron\lambda\acute{\omega}\nu\epsilon\iota\alpha$ die Ilias nur in allgemeinen Umrissen den Hintergrund abgab. Zu der Situation gehört es, daß Achill zur Zeit nicht mit kämpft.

Wer immer es war, der dem Zusammentreffen der beiden Gatten den gegenwärtigen Platz anwies, besonderen Dank hat er dadurch verdient, daß er es von unserer $\epsilon\kappa\tau\omicron\rho\omicron\varsigma\ \acute{\alpha}\nu\alpha\iota\rho\epsilon\iota\varsigma$ entfernt hielt. Denn für deren dramatische Entwicklung ist es wesentlich, daß Andromache von einer unmittelbaren Gefahr nichts weiß; sie ist friedlich bei ihrer Arbeit und läßt dem Hausherrn für die Stunde der Rückkehr vom Schlachtfeld ein Bad bereiten (X 437 ff.). Solche Gemütsruhe wäre unverständlich, wenn am selben Tage das Gespräch vorhergegangen wäre, in dem sie so ganz von Angst und Sorge um den geliebten Mann beherrscht wird. Für Bethe freilich könnte hier keine Schwierigkeit entstehen, da er ohnehin, wie schon erwähnt, in X den Anteil der Gattin, neben Vater und Mutter, für späteren Zusatz hält. Damit hat er zwar sicher unrecht, insofern er auch diesmal einem Kunstwerk etwas abbricht; doch gerät er nicht in Widerspruch mit sich selber. In empfindlichem Grade tun das alle — und ihre Zahl ist wohl nicht klein —, die in Gedanken, ohne an X etwas zu ändern, eine ältere Ilias konstruieren, in der die $\omicron\mu\iota\lambda\iota\alpha$ an demselben Tage

10) $\alpha\iota\ \mu\acute{\epsilon}\nu\ \epsilon\tau\iota\ \zeta\omega\omicron\nu\ \gamma\acute{o}\omicron\nu\ \epsilon\kappa\tau\omicron\rho\alpha\ \psi\ \epsilon\nu\iota\ \omicron\iota\kappa\omega\ \omicron\upsilon\ \gamma\acute{\alpha}\rho\ \mu\iota\nu\ \epsilon\tau'\ \epsilon\phi\alpha\nu\tau\omicron\ \upsilon\pi\acute{o}\tau\rho\mu\omicron\nu\ \epsilon\kappa\ \mu\omicron\lambda\acute{\epsilon}\mu\omicron\iota\omicron\ \acute{\iota}\xi\epsilon\sigma\theta\alpha\iota$. »Sie dachten, er werde nicht zurückkehren« — aber sie irrten sich. Muß das durch Stellen bewiesen werden? Sie bieten sich leicht. Noemon fragt die Freier, wann Telemachos aus Pylos heimkehren werde; die staunen: $\omicron\upsilon\ \gamma\acute{\alpha}\rho\ \epsilon\phi\alpha\nu\tau\omicron\ \epsilon\varsigma\ \Pi\acute{\upsilon}\lambda\omicron\nu\ \omicron\iota\chi\epsilon\sigma\theta\alpha\iota\ \Nu\eta\lambda\acute{\eta}\iota\omicron\nu$, $\acute{\alpha}\lambda\lambda\acute{\alpha}\ \mu\omicron\nu\ \alpha\upsilon\tau\omicron\upsilon\ \acute{\alpha}\gamma\rho\omega\nu\ \eta\ \mu\acute{\eta}\lambda\omicron\iota\varsigma\ \mu\alpha\rho\acute{\epsilon}\mu\epsilon\nu\alpha\iota\ \eta\delta\ \mu\omicron\upsilon\beta\acute{\omega}\tau\eta$ (δ 638). Halitherses spricht von dem ruchlosen Treiben der Freier im Hause des Odysseus: $\tau\omicron\nu\ \delta'\ \omicron\upsilon\kappa\acute{\epsilon}\tau\iota\ \mu\alpha\rho\acute{\nu}\tau\omicron\ \nu\acute{\epsilon}\epsilon\sigma\theta\alpha\iota$ (ω 460). Asios und die Seinen wollen den Übergang über den Graben erzwingen: $\epsilon\phi\alpha\nu\tau\omicron\ \gamma\acute{\alpha}\rho\ \omicron\upsilon\kappa\acute{\epsilon}\tau'$ $\acute{\alpha}\chi\alpha\iota\omicron\upsilon\varsigma\ \sigma\chi\acute{\eta}\sigma\epsilon\sigma\theta'$, $\acute{\alpha}\lambda\lambda'$ $\epsilon\nu\ \nu\eta\mu\omicron\iota\ \mu\epsilon\lambda\alpha\iota\nu\eta\sigma\iota\nu\ \mu\epsilon\sigma\acute{\epsilon}\epsilon\sigma\theta\alpha\iota$, $\nu\acute{\eta}\mu\iota\omicron\iota$ (M 125).

stattgefunden hätte, an dem nachher Hektor fiel. Es sei unmöglich, heißt es — auch Bethe berührt diesen Punkt (S. 233) —, daß der Dichter von »Hektors Abschied das Ehepaar je wieder zusammengeführt haben könne«. Für unser Gefühl unbedingt, und ich glaube allerdings, auch für den Dichter des Z; er hätte sich ja um die ganze Wirkung jenes wundervollen Zuges gebracht, daß Hektor gegen alle Mahnungen des klar blickenden Verstandes doch auf die Hoffnungsstimme hört, die beim Anblick seines Sohnes zu ihm spricht. Aber wenn wir uns entschließen, unser Z als Einzellied aufzufassen, so brauchen wir es dem Dichter ja gar nicht zuzumuten, daß er mit einem Wiedersehen der Gatten gerechnet hätte. Dann würde 501 freilich anerkannt werden müssen als eine Klammer, die der Redaktor anbrachte, der unserm Z den Platz vor dem H anwies.

Noch eine Einzeldichtung der Ilias soll zum Schluß kurz besprochen werden, das Ω. Kein Gesang der Ilias zeigt so sicher die Merkmale später Entstehung, so reichlich die Unselbständigkeit im Ausdrucke¹¹⁾; und nirgends fühlen wir stärker die Gewalt eines echten Dichters, der die grausige Wirklichkeit zu ernster Schönheit mildert. Ungeheures führt er uns vor, mit erschütternder Wahrheit: das Bild des Vaters, der vor dem Todfeinde flehend kniet und die Hände küßt, die ihm den besten Sohn erschlagen haben. Vor solcher Größe des Leides schmelzen Zorn und Haß. Achill weint. Er denkt an seinen eigenen Vater, an das Schmerzhafte, das auch diesem noch beschieden ist. Mit leiser Hand schiebt er den Knieenden zurück, heißt ihn aufstehen und sich setzen und spricht ihm freundlich zu. Aber als jener die Bitte um Auslieferung des Toten dringender wiederholt (554 f.), fährt er ihn an: μηκέτι νῦν μ' ἐρέθιζε, γέρον· νοέω δὲ καὶ αὐτὸς Ἑκτορά τοι λῦσαι (560 f.). Woher der plötzliche Umschlag? Den Grund können wir wohl ahnen. Es fällt ihm ein, daß er den Leichnam so, wie er jetzt ist, unmöglich geben kann¹²⁾; unter dem

11) Mit Recht sagt Wilamowitz (Hl. 70): »Es ist ja ausgemacht, daß es (das Gedicht) sich stark mit der Odyssee berührt; es wird also in dieselbe Zeit und denselben Dichterkreis gehören.« Aber ich kann ihm nicht mehr zustimmen, wenn er fortfährt: »Die Niobe vom Sipylon weist nach Smyrna-Kolophon«. An der Berechtigung der antiken Athetese von 614—617 kann ich doch nicht zweifeln. Die Niobe, die nach dem Begräbnis ihrer Kinder, als sie sich müde geweint hatte, wieder »der Speise gedachte«, kann nicht mehr nachher zu Stein verwandelt worden sein.

12) Gewiß liegt darin ein Widerspruch zu dem, was Hermes 411 ff. über den Zustand der Leiche sagt (ἐερσήεις κεῖται, περὶ δ' αἷμα νένιπται, οὐδέ ποθι μαρὸς σὺν δ' ἔλκεα πάντα μέμυκεν, ὅσσ' ἐτύπη); den traue ich dem Dichter zu, der jenem wundervollen Gespräch zwischen Hermes und Priamos seinen sanften und beruhigenden Charakter erhalten wollte. Ein Zug aus diesem Gespräch darf wohl hier noch hervorgehoben werden. Als Priamos sagt (377): μακάρων δ' ἔξεσσι τοκήων, muß doch Hermes denken: »Du ahnst gar nicht, wie sehr du recht hast« und lächelnd erwidern: ναὶ δὴ ταῦτά γε πάντα, γέρον, κατὰ μοῖραν ἔειπες.

Eindruck der ehrwürdigen Persönlichkeit des Priamos empfindet er Scham über sein früheres Wüten, und diese Scham versteckt sich hinter einem Zornausbruch gegen den, der sie geweckt hat. Vielleicht war dies die Meinung des Dichters; aber der Ausdruck ist etwas zu scharf geraten. Wenn Achills innere Verwirrung sich in einem heftigen Worte geäußert hatte, so mochte es damit gut sein; er konnte wieder einlenken und etwas zur Begütigung hinzufügen. Das scheint er zu wollen. Denn er gedenkt des göttlichen Befehles, den er empfangen habe, der göttlichen Hilfe, die dem Gaste vermutlich zuteil geworden sei. Und doch schließt er (568 ff.):

τῷ νῦν μὴ μοι μάλλον ἐν ἄλγεσι θυμὸν ὀρίνης,
μὴ σε, γέρον, οὐδ' αὐτὸν ἐνὶ κλισίῃσιν ἑάσω
570 καὶ ἱκέτην περ ἑόντα, Διὸς δ' ἀλίτῳμαι ἑρετμάς.

Noch nachher, als er den Mägden befiehlt, unbemerkt, die Leiche zu waschen, kommt ihm die gleiche Sorge (583): Priamos könnte sie sehen, beim Anblick Schmerz und Unwillen äußern und er dann, erzürnt, den Schützling der Götter töten. Auch der Scherz, mit dem er ihm in der Halle das Lager anweist, hat doch etwas Gewaltsames (649, vgl. oben S. 324 f.). Und in der Tat, Gewalt muß Achill sich antun. Der Starke, Leidenschaftliche, durch dessen Groll Tausende, ohne daß er es achtete, dem Tode verfallen sind, dem es nichts Unnatürliches war, am Grabe des Freundes zwölf gefangene Troer als Opfer zu schlachten (Ψ 175 f.), er soll milde Rücksicht üben gegen den Vater dessen, der doch auch ihm schweres Leid angetan hat. Selbstüberwindung bringt inneren Kampf: den wollte der Dichter fühlbar machen. Dabei ist es geschehen, daß er die Linien doch wieder zu kräftig gezogen, die Farben zu stark aufgetragen hat.

Gegen die drei Klagereden an Hektors Bahre, der Andromache (725 ff.), der Hekabe (748 ff.) und der Helena (762 ff.), hat man mancherlei Bedenken erhoben; ich möchte keine von ihnen missen. Die erste wilde Schmerzensäußerung der Gattin und der Mutter war erfolgt, als der Wagen mit der Leiche sich der Stadt näherte; es ist verständlich, wenn sie jetzt, wo die rituelle Totenklage begonnen hat, ihren Schmerz gefaßter äußern. Und so wundervoll Andromaches Klage im X ist, auch diese hat ihr Recht, die ganz aus der tatsächlichen Lage Andromaches und ihres Kindes erwachsen ist. Was soll daran Befremdliches sein, daß sie von dem geliebten Mann, dessen Haupt sie in den Händen hält, sich an das Kind, das die Wärterin auf dem Arm trägt, und dann wieder zu Hektor zurückwendet? Und wie wunderbar fein ist die letzte Klage, daß der Sterbende nicht habe die Arme nach ihr ausstrecken, ihr kein Wort als letzte Bewußtseinsäußerung habe sagen können, an das sie Tag und Nacht denken könnte in ihren Tränen! Für die Mutter, die X 88 f. zu wissen geglaubt

hatte, daß der Leib ihres Sohnes eine Beute der Hunde sein werde, überwiegt das Gefühl der Erleichterung, daß die Leiche ohne Entstellung vor ihr liegt; das ist eine Gnade der Götter. Ihre anderen Söhne, die Achill fing, hat sie nicht wiedergesehen; er liegt vor ihr. Wohl hat Achill seine Leiche an das Grab des Freundes geschleift; aber nun liegt er da, als hätte ihn ein friedlicher Tod in seinem Bette ereilt. Helena endlich beginnt im Anklang an die ersten Worte Hekabes, die ihr noch in den Ohren klingen. Auf das Zwar (*ἦ κέν μοι πόσις ἐστὶν Ἀλέξανδρος θεοειδής*) folgt kein Aber wie bei Hekabe; sie wollte sagen, daß er ihr innerlich näher gestanden hatte als Paris. Statt dessen schildert sie die Freundlichkeit, die er ihr stets erwies — er allein, außer Priamos: es ist verständlich, daß Hekabe für sie die böse Schwieger war, der alte Schwäher ihr mit liebenswürdiger Güte gegenübertrat. Wenn der Verfasser der *Ἐκτορος λύτρα* ihr unter allen Personen der Ilias das letzte Wort gibt, so bestätigt er noch einmal, wie er die Menschen versteht: die, von denen er berichtet, und die, auf die er wirken will.

Ungeheuer ist der Abstand auch des Stiles, der das jüngere Epos von dem älteren getrennt hält. Der Autor *περὶ ὕψους*, der beide wohl zu würdigen wußte, vergleicht den Homer der Odyssee mit einer untergehenden Sonne. Ja, sie versinkt, aber nur, um einem neuen Teile der Welt das Licht zu bringen. Das Ende des Heldenepos ist der Anfang einer neuen, tiefer ins Innere der menschlichen Natur eindringenden Dichtweise. Doch auch die Ilias gehört schon einer Periode des Übergangs an und zeigt in deutlicher Mischung Spuren des Verfalls und Spuren des Aufblühens. Das Wachstum des epischen Stiles hat seinen Höhepunkt erreicht, lange bevor die größere Dichtung entstand, die der Plan des Streites der Fürsten zusammenhält. Auch sie wurde erst von einer Generation geschaffen, die einen fertigen Schatz von Formen und Formeln übernahm und weiter benutzte, obwohl sie für viele einzelne dieser Formen kein lebendiges Verständnis mehr hatte.

Innerhalb des Zeitraumes, den unsere Analyse umspannen kann, sehen wir die schöpferische Kraft der Sprache mehr und mehr erlahmen. Dafür aber beginnt ein neuer Trieb sich zu regen und erstarkt, je mehr er sich betätigt: die Fähigkeit, einen weiteren Zusammenhang der Handlung mit der Phantasie zu umfassen und nach größerem Überblick ein Gedicht anzulegen. Dieser Gedanke war es, wie sich immer deutlicher gezeigt hat, mit dem die Sänger ionischer Zunge in die Geschichte der epischen Poesie eingriffen; durch die in ihm liegende gestaltende Kraft gelang es ihnen, den Sprach- und Sagenstoff eines fremden Stammes nicht bloß äußerlich in ihren Besitz zu bringen, sondern mit ihrem Geiste

zu verschmelzen. Beide Bewegungen, jene absteigende und diese aufsteigende, gehen lange nebeneinander her, vielfach sich berührend und verschlingend. Die Originalität des Ausdruckes ist nicht mit einem Schlage verloren, und die Kunst der Komposition nicht mit einem Schlage gewonnen. Es gibt Stücke, welche beide Tugenden in hohem Grade vereinigt zeigen; aber wir dürfen uns auch nicht wundern, Lieder zu finden, in denen Verstöße gegen die innere Folgerichtigkeit der Erfindung, welche noch von der Naivetät des Dichters zeugen, mit solchen sich mischen, die daraus entstanden sind, daß es schon eine konventionelle Kunst war, mit deren Mitteln er operierte.

Leben und Vergehen durchdringen sich überall in der Welt. Jeder blühende und fruchttragende Baum, jeder lebendige Mensch sind davon Beispiele. Die Natur kennt im Wachstum der Wesen, die sie geschaffen hat, nirgends einen einzigen Höhepunkt; sondern wenn ein Organ ihn erreicht hat, ist ein anderes schon darüber hinaus, ein drittes vielleicht im Heranreifen. Homer hat ein Bild solches Zustandes in dem Weingarten des Alkinoos, wo neben Trauben, die der Kelter harren, andre erscheinen, die eben angesetzt haben, wieder andre sich schon dunkel färben. Und ein großer Garten voll von Früchten und Blüten und Knospen ist sein Epos. An allem, was da wächst, wollen wir uns freuen; um das aber recht zu können, ist es nötig, daß wir jedes in seiner Art würdigen, daß wir lernen, Reifes vom Unreifen, Blüten von Knospen zu unterscheiden.
